

Einleitende Bemerkungen¹

Jürgen Gerhards

Max Weber ist nicht ohne Grund einer der wichtigsten Klassiker einer kulturvergleichenden Soziologie. Seine religionssoziologischen Studien sind der Versuch, die Besonderheiten der okzidentalischen Gesellschaften u. a. auf die spezifischen religiösen Ideensysteme, die mit der europäischen Kultur verbunden sind, ursächlich zurückzuführen (Weber 1983). Dazu verglich Weber die Weltbilder, die den verschiedenen Weltreligionen zugrunde liegen. Der für Webers Problemstellung entscheidende Unterschied zwischen den analysierten Religionen besteht in der Frage, wie diese das Verhältnis zwischen der irdischen und der göttlichen Ordnung definieren und welche Folgen sich daraus für das Weltverhältnis des Menschen und dessen Lebensführung ableiten. Die Lehre des Konfuzius geht von einer Harmonie zwischen irdischer und weltlicher Ordnung aus. Die Welt, so wie sie beschaffen ist, wird nicht als „Bereich der Sünde“, sondern als richtige und akzeptable Welt gedeutet. Aus dieser angenommenen Harmonie zwischen Diesseits und Jenseits ergibt sich kein Impuls der Veränderung der Welt; es ist die Aufgabe des Menschen, sich der bestehenden Ordnung anzupassen und sich in sie zu fügen. Hinduismus und Buddhismus einerseits und die jüdisch-christlichen Religionen andererseits gehen hingegen nicht von einer Harmonie sondern von einer Spannung und einem Gegensatz zwischen der göttlichen Vollkommenheit einerseits und der Unvollkommenheit der Welt andererseits aus. Allerdings wird aus diesem Gegensatz in beiden Religionen eine ganz unterschiedliche Schlußfolgerung gezogen. Während die Maxime der Lebensführung im Hinduismus und Buddhismus in einer Ablehnung der irdischen Welt und der Weltflucht durch Kontemplation besteht, präferiert die jüdisch-christliche Tradition die Vorstellung einer aktiven Weltgestaltung. Die Spannung zwischen der Vollkommenheit des Jenseits und Gottes und der Sündhaftigkeit des Diesseits soll durch die Gestaltung der Welt überwunden werden. Eine solche Begrüßung einer Weltzuwendung und Weltbearbeitung ist Teil des Glaubens des Christentums insgesamt, erhält dann später im Protestantismus, und vor allem im asketischen Protestantismus eine spezifische Zuspitzung, die Weber für die Entstehung einer besonderen Wirtschaftskultur (Geist des Kapitalismus) ursächlich verantwortlich macht.

Deutschland und USA gehören zur Familie der okzidentalischen Gesellschaften, die durch eine ähnliche religiös fundierte Kultur gekennzeichnet sind und sich gegenüber anderen Weltkulturen abgrenzen. Insofern kann man neben allen Unterschieden auch eine Vielzahl an Gemeinsamkeiten zwischen der deutschen und amerikanischen Kultur erwarten. Und in der Tat zeigen sich in den verschiedenen Beiträgen des hier vorgelegten Bandes, daß es zwischen den beiden Gesellschaften viele Gemeinsamkeiten gibt. Innerhalb des allgemeinen Musters der Kultur des Okzidents haben sich aber unterschiedliche Gesellschaften, mit einer je spezifischen Struktur und Kultur entwickelt. Max Weber hat nun keinen systematischen Vergleich der verschiedenen okzidentalischen Gesellschaften durchgeführt, auch wenn seine Beschreibun-

¹ Ich bedanke mich bei Frau Schnellert und bei Frau Reichel, die engagiert und zuverlässig an der redaktionellen Bearbeitung des Bandes mitgearbeitet haben.

gen der Unterschiede zwischen Katholizismus, Luthertum und asketischem Protestantismus viele Hinweise und Hypothesen für einen solchen Vergleich liefern.

Fündiger wird man diesbezüglich bei Alexis de Tocqueville [1987 (1835/1840)]. Tocqueville bezog seine Reisebeschreibungen der USA kontrastierend auf Frankreich, hatte aber, wie er in der Einleitung der beiden Bände „Über die Demokratie in Amerika“ deutlich macht, auch die anderen europäischen Gesellschaften im Blick und kann entsprechend auch für einen deutsch-amerikanischen Vergleich fruchtbar gemacht werden. In seinem Vorgehen weniger systematisch orientiert als Weber liefert Tocqueville eine Fülle an Hypothesen über Unterschiede zwischen den USA und den europäischen Gesellschaften, die zum Teil auch heute noch, wie die Beiträge in diesem Band zeigen werden, Bestand haben.

Die erste Besonderheit der USA, die Tocqueville in den Bann zog, bezieht sich auf die Religiosität und die Religion. „Es war das religiöse Aussehen des Landes, das bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten meinen Blick zuerst fesselte“ (Tocqueville 1987, Band 1: 445). Ähnlich wie später Weber sieht Tocqueville die Besonderheit der amerikanischen Kultur vor allem in der spezifischen Religiosität und der Organisationsform der Sekten begründet. Die Besiedlung der USA erfolgte aus dem Motiv, die Religionsfreiheit zu realisieren. „Nicht die Not hatte sie gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen; ... sie entsagten den Annehmlichkeiten der Heimat nur, um einem rein geistigen Verlangen zu gehorchen; sie suchten, indem sie sich den unvermeidlichen Nöten der Fremde aussetzten, *einer Idee* zum Siege zu verhelfen“ (Tocqueville 1987, Band 1: 52).

Die religiöse Fundierung der USA durch puritanische Sekten ist aus der Sicht Tocquevilles mit einer ganzen Fülle an Folgen für die spezifische Kultur des Landes verbunden gewesen: a. Zum einen empfand Tocqueville, daß der Grad der Religiosität der Bürger Amerikas weit stärker entwickelt ist als in den europäischen Gesellschaften (Tocqueville 1987, Band 1: 439). Rodney Stark kann in seinem Beitrag in diesem Band diesen Befund auch heute noch bestätigen. b. Zum zweiten beeinflusste die Erfahrung, selbst Religionsflüchtlinge zu sein, das Staatsbürgerschaftsrecht der USA, das inklusiv und nicht exklusiv bestimmt ist. Christian Joppke (idB) zeigt auf, wie fest verwurzelt diese kulturelle Staatsbürgerschaftsidee in den USA ist und politisch motivierte Versuche der stärkeren Schließung der Staatsbürgerschaft delegitimiert hat. c. Drittens ist der Grad der religiösen Durchdringung der Lebensführung weltlicher Bereiche in den USA weit höher als in europäischen Gesellschaften. „Dennoch ist Amerika in der Welt der Ort, wo die christliche Religion am meisten wirkliche Macht über die Seelen bewahrt“ (Tocqueville 1987, Band 1: 439). Zwar ist die Trennung von Staat und Kirche in den USA strikt institutionalisiert, die Glaubensvorstellungen sind aber im hohen Maße gesellschaftlich handlungsleitend und dienen als Legitimationsbezug für unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche (Tocqueville 1987, Band 1: 65, 442 ff.; Münch 1987). Die für die christlich-jüdische Tradition typische Weltzugewandtheit der Lebensführung erfährt durch die Glaubensvorstellungen der Prädestinationslehre der puritanischen Sekten eine aktivistische Zuspitzung, da der Erfolg weltlicher Aktivitäten als ein Zeichen Gottes für die Auserwähltheit interpretiert wird (Tocqueville 1987, Band 2: 200 ff.; Weber 1983, Band 1). Stephen Kalberg (idB) interpretiert die im Kontrast zu deutschen Akademikern stärkere Öffentlichkeitsorientierung der Amerikaner, die größere Bedeutung des Berufs und des beruflichen Erfolges für den privaten Bereich und für die Konstitution von Freundschaften als Ausdruck dieser religiös motivierten aktivistischen Welthaltung. d. Viertens ist die *inhaltliche* Ausformung der Handlungsführung im hohen Maße bestimmt durch die spezifischen Glaubensvorstellungen der puritanischen Sekten. Asketischer Lebenswandel, die Zügelung der Leidenschaften, die Bindung der Sexualität an die Ehe, die feste Institutionalisierung von Treue in der Ehe und die Härte der Strafen bei Regelverstoß und abweichendem Verhalten sind die von Tocqueville herausgearbeiteten typischen Merkmale (Tocqueville 1987, Band 1:

439 ff.). Jürgen Gerhards und Jörg Rössel zeigen in ihrem Beitrag in diesem Band, daß auch heute noch die normativen Vorstellungen von Ehe, Treue und Sexualmoral in den USA rigider sind als in Deutschland und können dies auf die spezifische Religionszusammensetzung in den USA zurückführen. Und Joachim J. Savelsberg (idB) versucht in seinem Beitrag zu zeigen, daß die härtere Punitivitätsbereitschaft in den USA u. a. auf die puritanischen Deutungen von abweichendem Verhalten und Vorstellungen einer gerechten Strafe zurückzuführen ist. e. Schließlich hat auch die besondere Organisationsform der religiösen Sekten nach Tocqueville einen besonderen Einfluß auf die Vorstellungen der Organisation der Gesellschaft genommen. Dezentrale kleine Einheiten, die vor den großen Amtskirchen gerade geflohen waren, mit einer anti-hierarchischen Grundorientierung und einer Betonung der individuellen Gewissensverantwortung und der Selbstorganisation der religiösen Gemeinschaft haben die Vorstellungen von Gesellschaft insgesamt im hohen Maße geprägt (Tocqueville 1987, Band 1: 433; Weber 1973: 392). Tocqueville betont, daß in dieser Grunderfahrung die Ursache einer anti-etatistischen Orientierung der amerikanischen Kultur liegt, daß umgekehrt das Moment der Selbstorganisation und der Selbstverantwortung der Bürger gestärkt wurde (Tocqueville 1987, Band 1: 280; Band 2: 165 f.). Edeltraud Roller (idB) zeigt in ihrem Beitrag über unterschiedliche Gerechtigkeitsvorstellungen in Deutschland und den USA, daß in den USA die Vorstellung „Gerechtigkeit, aber so wenig Staat wie möglich“, in Deutschland hingegen „Gerechtigkeit durch den Staat“ das jeweils dominante Kulturmuster darstellt. Dieter Fuchs (idB) bezeichnet den Kern der amerikanischen kulturellen Tradition als „kompetitiven Individualismus“, den der europäischen Tradition als „solidarischen Etatismus“. Und Richard Münch (idB) zeigt am Beispiel der Durchsetzung von Luftreinhaltungsbestimmungen, daß der Policy-Prozeß in den USA von der Idee einer Wettbewerbsdemokratie von sich selbst organisierenden Interessensgruppen bestimmt ist, während in Deutschland die Idee einer Konsensdemokratie mit einem starken regulierenden Staat die Leitidee der politischen Kultur darstellt.

Neben Merkmalen, die sich aus der besonderen Bedeutung und inhaltlichen Ausformung der Religion in den USA ergeben, beschreibt Tocqueville weltliche Merkmale, die er für konstitutiv für die amerikanische Kultur erachtet. Dazu gehört zum einen die aus der Idee der politischen Selbstorganisation entsprungene weite Verbreitung und Dichte von Assoziationen, Vereinen und Interessengruppen (Tocqueville, Band 1: 280 ff.).² Auch heute noch ist die Rate der aktiven Mitglieder in freiwilligen Assoziationen in den USA weit höher ist als in Deutschland (Lipset 1996: 278 f.). Jürgen Gerhards und Dieter Rucht zeigen in ihrem Beitrag, daß öffentliche Debatten — hier am Beispiel der Diskussion über Abtreibungen — in den USA von zivilgesellschaftlichen Akteuren, in Deutschland hingegen von staatlichen Akteure dominiert werden. Aber auch im Hinblick auf die Unterschiede der Öffentlichkeits- und Medienorientierung der Politiker finden sich bei Tocqueville interessante Hypothesen. Nach Tocquevilles Eindruck sind die amerikanischen Redner und Politiker „beredeter und schwülstiger“ im Ausdruck als europäische Politiker (Tocqueville 1987, Band 2: 115 ff., 131 ff.). Zur Erklärung dieses Sachverhalts formuliert er eine allgemeine Hypothese: Je stärker Politiker von der unmittelbaren Zustimmung der Bürger abhängen, desto eher müssen sie um diese werben. „... er (der Bürger) erwartet also, daß man ihm irgendeine wunderbare Sache zu sehen gibt, und nur um diesen Preis läßt er sich herbei, einen Augenblick die kleinen, verwinkelten Anliegen fahren zu lassen, die sein Dasein erfüllen und erfreuen“ (Tocqueville 1987, Band 2: 115). Ganz im Einklang mit dieser Vermutung Tocquevilles ist der empirische Befund von Barbara Pfetsch (idB) zu lesen, daß die Akteure der politischen Kommunikation in

² Tocqueville (1987, Band 1: 280 ff.) und später Max Weber (1983, Band 1: 217 ff.) betonen, daß das Assoziationswesen selbst seinen Ursprung in der Organisationsform der Sekten hatte, sich dann aber im Prozeß der Säkularisierung von dem religiösen Ursprung entfernte.

den USA medienorientierter sind als in Deutschland; und auch die Erklärung, die Barbara Pfetsch anbietet, ist mit der Erklärung Tocquevilles vereinbar.

Wir sehen also, daß viele der von Tocqueville formulierten Vermutungen über die Besonderheiten der amerikanischen Kultur auch heute noch Gültigkeit beanspruchen können. Kann man daraus schließen, daß die hier vorgelegte Veröffentlichung überflüssig ist, weil man getrost auf die beiden Bände „Über die Demokratie in Amerika“ zurückgreifen kann? Die Überlegungen von Tocqueville, so inspirierend sie sind, sind in mehrerlei Hinsicht aus heutiger Sicht nicht mehr zufriedenstellend. Zum einen gibt es Diagnosen in den Ausführungen Tocquevilles, die für die Gegenwart nicht mehr zutreffend sind. So hatte Tocqueville vermutet, daß die amerikanischen Ehefrauen im höheren Maße als ihre europäischen Schwestern familien- und haushaltsorientiert und den „einschnürenden Pflichten“ (Tocqueville 1987, Band 2: 297) unterworfen sind. Der Beitrag von Annette Spellerberg und Katrin Schäfer (idB) zeigt auf der Basis der Auswertung von Umfragedaten, daß dies heute nicht (mehr?) der Fall ist. Zum zweiten fehlt den Ausführungen Tocquevilles die analytische Systematik, die den gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Analysen meist zu Grunde liegt. Die theoretische Durchdringung des Gegenstandsbereichs der Analyse, die Entwicklung von differenzierten Kategoriensystemen zur Steuerung empirischer Analysen scheint heute doch wesentlich weiter entwickelt zu sein, was zu einer differenzierteren Analyse empirischer Fragen befähigt und im Ergebnis dann auch zu differenzierten empirischen Ergebnissen führt. Drittens schließlich hat die empirische Absicherung der theoretisch behaupteten Unterschiede zwischen Deutschland und den USA heute eine ganz andere Qualität. Die empirischen Beschreibungen Tocquevilles beruhen auf Reiseeindrücken, historischen Kenntnissen und Gesprächen und können damit kaum den Standards einer auf intersubjektive Überprüfbarkeit verpflichteten Sozialwissenschaft gerecht werden. Die Entwicklung der komparativen Sozialforschung hat es ermöglicht, die häufig eher spekulativ herausgearbeiteten Unterschiede auf empirische Füße zu stellen und systematisch zu untersuchen.

Es gibt mehrere Autoren, die in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen und empirischen Projekten in den letzten Jahren darum bemüht waren und sind, verschiedene Aspekte von Kulturunterschieden zwischen Deutschland und den USA empirisch herauszuarbeiten. Auf dem Soziologiekongreß in Freiburg im September 1998 hatten sich einige der Autoren in einer ad-hoc-Gruppe versammelt, um Teile ihrer Forschungsergebnisse vorzustellen und zu diskutieren. Ergänzt um andere Autoren und Beiträge ist aus den in Freiburg gehaltenen und für die Druckfassung überarbeiteten Referaten der hier vorgelegte Band entstanden. Jeder der Beiträge konzentriert sich auf einen Teilbereich der Gesellschaft und jeder der Beiträge ist empirisch angelegt und versucht behauptete Kulturunterschiede und Erklärungen auch zu belegen. Im Unterschied zu vielen anderen komparativen Büchern ist der Vergleich von Teilaspekten der Kultur der beiden Länder nicht auf jeweils zwei Beiträge und Autoren aufgeteilt, die sich jeweils mit einem Land beschäftigen, sondern findet innerhalb eines jeden Beitrags statt, so daß alle Beiträge selbst komparativ angelegt sind.

Der Band bezieht sich auf die Beschreibung und Erklärung von Kultur- und nicht von Strukturunterschieden der beiden Gesellschaften. Nun ist der Kulturbegriff alles andere als klar und präzise definiert, so daß es sinnvoll sein mag, das Verständnis von Kultur, das den meisten der Beiträge mehr oder weniger explizit zugrunde liegt, kurz zu erläutern. Unter Kultur sollen hier die zeitlich relativ stabilen Deutungsmuster und Werte, die von einer Gruppe von Menschen gemeinsam geteilt und zur Interpretation von „Welt“ benutzt werden, verstanden werden. Eine solche Definition enthält drei Merkmale, die man genauer spezifizieren kann: eine Gruppe von Menschen als die Subjekte bzw. Träger von Kultur (a), zeitlich relativ stabile Deutungsmuster und Werte als eine spezifische Art und Weise der Weltinterpretation

(b) und schließlich der Gegenstandsbereich, auf den sich die Deutungsmuster beziehen, der hier mit dem Platzhalter „Welt“ bezeichnet wurde (c).

a. Allen der in diesem Band versammelten Beiträge ist gemeinsam, daß sie sich für das typische der deutschen und amerikanischen Kultur interessieren, im Blick also die „repräsentative Kultur“ (Tenbruck 1990) der beiden Gesellschaften haben. Eine Kultur ist dann repräsentativ, wenn die Deutungsmuster und Werte *sozial generalisiert* sind. Die Klasse möglicher Subjekte von Kultur ist damit spezifiziert auf die Mitglieder einer Gesellschaft insgesamt bzw. auf größere Subkollektive innerhalb der Gesellschaft. Man kann entsprechend von einer Kultur der Gesellschaft sprechen, wenn die Mehrheit der Bürger einer Gesellschaft gleiche oder ähnliche Deutungsmuster benutzt.

b. Daß eines der spezifischen Merkmale menschlicher Existenz darin besteht, einen sinnhaften Bezug zur Welt aufzubauen, bildet die Grundprämisse von fast allen soziologischen Theorien — seien es systemtheoretische Konzepte in der Traditionslinie von Parsons und Luhmann, marxistische Vorstellungen von Gesellschaft oder auch mikrosoziologische Konzepte, wie sie von symbolisch-interaktionistischen Theorien bis hin zu aufgeklärten rational-choice Theorien entwickelt wurden. Die Fähigkeit, sinnhaft zu handeln, bedeutet z. B., daß Arbeit eben nicht Arbeit ist, sondern für die Menschen je nach Interpretation etwas sehr unterschiedliches bedeuten kann: ein notwendiges Übel, und damit ein Mittel zum Gelderwerb und zur Existenzsicherung, eine ethische Verpflichtung jenseits der damit verbundenen materiellen Gratifikationen, eine aus hedonistischen Gründen zu vermeidende Aktivität etc. Deutungen von „Welt“ sind häufig mit anderen Deutungen vernetzt und bilden zusammen ein Deutungsmuster. Deutungsmuster sind Konfigurationen von Einzeldeutungen, die miteinander zu einem System verknüpft sind und zur Interpretation unterschiedlicher konkreter Sachverhalte dienen. So kann, um im Beispiel zu bleiben, die Deutung von Arbeit eingebunden sein in ein zweckrationales Deutungsmuster, eine aus der Prädestinationslehre des asketischen Protestantismus gespeiste Vorstellung von Berufspflicht oder in eine hedonistisch-postmaterialistische Vorstellung der Lebensführung. Die jeweiligen Deutungsmuster dienen dann nicht nur zur Interpretation eines bestimmten Sachverhalts, sondern weisen eine *sachliche Generalisierung* auf und werden für unterschiedliche Aspekte der Weltdeutung benutzt. Unter Kultur sollen aber nicht nur sozial und sachlich sondern auch *zeitlich generalisierte* Deutungsmuster verstanden werden. Damit ist gemeint, daß die benutzten Interpretationen über einen längeren Zeitraum stabil bleiben, ja häufig ein Leben lang Verwendung finden. Talcott Parsons (1973) hatte entsprechend von Kultur dann gesprochen, wenn Kultur gesellschaftlich institutionalisiert und von den Individuen internalisiert ist. Die empirischen Studien von Ronald Inglehart (1998) zeigen, daß die in der Sozialisation vermittelten Deutungsmuster und Werte in der Tat zeitlich relativ stabil sind.

c. Jürgen Habermas (1981: 114 ff.) unterscheidet im Anschluß an Karl R. Popper drei verschiedene Objektbereiche, auf die sich das Handeln von Menschen beziehen kann: auf die objektive Welt im Sinne der äußeren Natur, die soziale Welt als der Bereich der geregelten Interaktionen zwischen Menschen und auf die subjektive Welt als die Innenwelt der Menschen. Die Deutungsmuster, die Akteure benutzen, können sich ebenfalls auf die genannten drei Bereiche beziehen, und führen entsprechend zu Deutungen der Natur, der Beziehungen zwischen Menschen und zu Deutungen der Identität und der Selbstkonzepte von Subjekten. Die Welt der sozialen Beziehungen kann man nun entlang unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche weiter differenzieren. Je nachdem, ob sich die Deutungsmuster auf die Organisationsformen von Familie, Politik, Religion, Wirtschaft oder Wissenschaft beziehen, kann man von einer Familien-, Religions-, Wirtschafts-, Wissenschafts- oder politischen Kultur sprechen.

Die Beiträge dieses Bandes beziehen sich allein auf die Kultur der sozialen Welt. Entlang der Differenzierung in unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche fragen sie nach den sozial, zeitlich und sachlich generalisierten Werte- und Deutungsmustern, die in Deutschland und in den USA Geltung besitzen. Die Leitfrage des Bandes ist damit eine auf den ersten Blick recht einfache: Was sind die Besonderheiten der US-amerikanischen Kultur im Vergleich zu der der Bundesrepublik und wie kann man diese Unterschiede empirisch beschreiben und ihre Entstehung erklären.

Berlin/Leipzig, im September 1999

Jürgen Gerhards

Literatur

- Inglehart, Ronald, 1998: Modernisierung und Postmodernisierung. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Münch, Richard, 1986: Die Kultur der Moderne. 2 Bände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lipset, Seymour Martin 1996: American Exceptionalism. A Double-Edged Sword. New York und London: Norton.
- Habermas, Jürgen, 1981: Theorie des kommunikativen Handelns: Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kalberg, Stephen, 1998: Max Weber über die amerikanische politische Kulture heute: Eine „stahlhartes Gehäuse?“, in: Sociologia Internationalis 36: 1-14.
- Parsons, Talcott, 1973: Culture and Social System Revisited. S. 33-46 in: Louis Schneider und Charles M. Bonjean (Hg.): The Idea of Culture in the Sciences. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tenbruck, Friedrich H., Repräsentative Kultur. S. 20-54 in: Hans Haferkamp (Hrsg.) Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- de Tocqueville, Alexis, 1987 (1837/1840): Über die Demokratie in Amerika. 2 Bände. Zürich: Manesse.
- Weber, Max, 1973: Kirchen und Sekten in Amerika. S. 382-398 in: Max Weber, Soziologie: Universalgeschichtliche Analysen, Politik. Herausgegeben von Johannes Winkelmann. Stuttgart: Kröner.
- Weber, Max, 1983 (1921): Gesammelte Aufsätze der Religionssoziologie. Band I, II und III. Tübingen: J.C.B. Mohr.